

Der Tanz auf dem Vulkan

Ausstellung Die israelische Metropole Tel Aviv, wo zurzeit der Eurovision Song Contest stattfindet, gilt als hippe Partystadt. Ihr Image, in dem auch die Bauhaus-Architektur eine zentrale Rolle spielt, verdankt die Stadt einem cleveren Marketing.

Urs Bader
urs.bader@tagblatt.ch

Der Eurovision Song Contest bringt Tel Aviv in die internationalen Schlagzeilen. Der Wettbewerb ist dort gut aufgehoben – Tel Aviv ist eine der angesagtesten Partystädte der Welt. Und sie ist tolerant gegenüber allen sexuellen Ausrichtungen und gegenüber allem Schrägen. Das ist auch ein Ergebnis des Marketings der Stadt, des City-Brandings, das Tel Aviv seit längerem als offene, weltstädtische, freizügige Metropole darstellt und feiert. Mit Erfolg – und mit Schattenseiten.

Dies dokumentiert die Ausstellung «All about Tel Aviv-Jaffa. Die Erfindung einer Stadt» im jüdischen Museum im vorarlbergschen Hohenems.

Die Stadt sollte neu erfunden werden

Das Image, das die Stadt hat – und wie sie auf den ersten Blick ja auch ist – nahm seinen Anfang in den 1970er-Jahren. Damals war sie überaltert, vernachlässigt, schmutzig und vom Verfall bedroht; junge Familien zogen weg. Die Verantwortlichen beschlossen, die Stadt neu zu erfinden. «Es war eine bewusste Entscheidung, auf City-Branding zu setzen, um die Stadt vor dem Abstieg zu bewahren», heisst es in der Ausstellung. Heute feiert sich Tel Aviv nicht nur als Partystadt, sondern auch als Start-up-Metropole, als Stadt der Kreativen und als «weltweit grösstes Ensemble von Bauhaus-Architektur». Dieses Ensemble, als «weisse Stadt» vermarktet, ist seit 2003 Unesco-Weltkulturerbe. «Die Marke (Tel Aviv) ist schiere Gegenwart, scheinbar unbelastet von einer traumatischen Vergangenheit



Die «Weisse Nacht» von Tel Aviv, ein riesiger Kulturanlass, bringt gegen Ende Juni jeweils Zehntausende Menschen auf die Strassen, zu Konzerten, Partys, Ausstellungen und Stadtführungen. Bild: Peter Loewy

«Die Marke (Tel Aviv) ist schiere Gegenwart, scheinbar unbelastet von einer traumatischen Vergangenheit.»

und einer unsicheren Zukunft.» Als Besucher der Stadt spürt man diese Ambivalenz insbesondere dann, wenn man sich zuvor in Jerusalem aufgehalten hat, wo die Geschichte der Region und der ungelöste Konflikt mit den Palästinensern sichtbar und greifbar sind. Und ungeachtet dessen, dass Tel Aviv nur etwa 70 Kilometer vom Gazastreifen entfernt ist, aus dem die militante Hamas Raketen auf israelisches Territorium abfeuert, auch Richtung Tel Aviv.

Die Ausstellung in Hohenems schaut mit dem aus Tel Aviv

stammenden Fotografen Peter Loewy hinter die Fassade des erfolgreichen City-Brandings, also auch hinter die Fassaden der Stadt. In fotografischer Dokumentation, aber auch mit Zeichnungen, alten Postkarten und Briefen, Zeitungsausschnitten, Stadtplänen, Filmausschnitten und anderem zeigt die Ausstellung ein viele Mythen entlarvendes Panorama Tel Avivs. Die Enge im Ausstellungsraum, die vielen Exponate und insbesondere die Präsentation der Fotos auf mehreren Monitoren als stumme Tonbildschauen schaf-

fen die Atmosphäre einer «Stadt ohne Pause». Dies fordert vom Besucher einiges an Konzentration, will er sich nicht in den Eindrücken verlieren.

Dem City-Marketing wird Schönfärberei vorgeworfen

Die Ausstellung setzt ein mit der Gründung Tel Avivs 1909 als Vorort der alten arabischen Hafencity Jaffa und als erster «hebräischer Stadt» der Moderne. Schon das Foto von der angeblichen Gründungszeremonie blendet die historische Realität aus und legt nahe, die Stadt sei in einer

menschenleeren Gegend gegründet worden. Das war aber nicht so. Schon bald kam es zwischen arabischen und jüdischen Bevölkerungsgruppen zu Spannungen. Nach dem Krieg von 1948, der der Staatsgründung Israels vorausging, waren von etwa 70 000 arabischen Muslimen und Christen, die in Jaffa gelebt hatten, nur 4000 zurückgeblieben. In der Ausstellung heisst es dazu: «Nach dem Krieg wurden die wenigen, nicht zerstörten Überreste von Jaffa zum Hinterhof der boomenden Stadt und zur pittoresken Kulisse für Touristen.» Heute ist

die Gentrifizierung das Problem, nicht nur für Jaffa, sondern auch andere Stadtteile, wo randständige Bevölkerungsgruppen leben. Sie werden aus günstigem Wohnraum verdrängt durch Trendlokale, Ateliers, Galerien, Büros.

Vor diesem Hintergrund erscheint die «weisse Stadt» – die 2019 besondere Beachtung findet, da 100 Jahre Bauhaus gefeiert wird – vielen als koloniale Metapher und deren Propagierung als Schönfärberei. Dem City-Marketing wird gelegentlich «white-washing» vorgeworfen. In der Ausstellung heisst es dazu: «Die sozialen Gräben der Stadt, die brüchige Koexistenz der verschiedenen Einwanderer in der Stadt und die verdrängte arabische Geschichte und Gegenwart kommen darin nicht vor.» Und auch nicht das Bild der Blase, das gerne gebraucht wird, um Tel Aviv vom restlichen, ziemlich anderen Israel abzugrenzen – und die jederzeit platzen kann.

Hinweis Jüdisches Museum Hohenems, bis 6.10.

Das Paar und der unsichtbare Dritte

Literatur Der Thurgauer Autor Adolf Jens Koemeda bringt in seinem neuen Roman die Sudetendeutsche Laura, den Tschechen Pavel und den Staatsgründer der Tschechoslowakei, Masaryk, zusammen. Koemeda selbst ist Sohn sudetendeutscher Eltern.

Koemedas Bürgerort: Maur ZH. Sein Geburtsort: Prag. Seit Jahrzehnten wohnt der Psychiater in Ermatingen und erkundet das Seelenleben auch literarisch. Nach Schreibverbot emigrierte Koemeda aus Prag in die Schweiz. Ost und West: Diese beiden Pole bestimmen sein Schreiben und Leben. Auch das seiner beiden Figuren Laura und Pavel. In seinem Roman ist der so charismatische Staatsgründer Thomas Masaryk (1850-1937) der unsichtbare Dritte zwischen dem

Liebespaar. Die Verknüpfung von Aussen und Innen, von Geschichte und Individuum, zeichnet Koemeda seit langem aus.

Zerrissene Liebe zwischen Ost und West

1939 hatte sich Hitler Masaryks Republik einverleibt als «Reichsprotektorat Böhmen und Mähren». 1945/46 vertrieben die Tschechen ihrerseits etwa 3 Millionen Sudetendeutsche. Lauras Familie floh nach Bayern. Sie erlebte die Gräueltaten der Nazis und die Racheverbrechen der

Tschechen nicht mit, trifft sich nach dem Krieg mit der tschechischen Familie, die in Lauras ehemaliges Elternhaus gezogen ist. Aus ihr stammt der Masaryk-Historiker Pavel. Er bandelt mit der Lehrerin Laura an, die Ich-Erzählerin, die einen Bericht schreibt. Bereits beim ersten Treffen des Tschechen und der Deutschen nach der Wende greift die gemeinsame Geschichte tief in beide hinein: Pavel mahnt Laura im kleinen Café voller Tschechen in ihrem einstigem Elternhaus tschechisch zu sprechen, «nicht

alle Wunden von damals sind verheilt...» Wie auch! Das historische Trennende spielt in viele Gespräche jäh hinein. Das konnte Koemeda schon immer: Dialoge schreiben, lebendig, filmisch geschnitten, «lebensecht» sprunghaft. Und der Psychiater blickt tief in die Seelen von Laura und Pavel, die vom reichen Deutschland und der armen Tschechoslowakei sozialisiert sind: Differenzen in Lebensweisen, Lebensanschauungen, Gefühlen.

Und Staatsgründer Masaryk taucht immer wieder auf in den

Dialogen des Paares und anderer Figuren des Romans. Das glückt Koemeda nicht immer. Aber grundsätzlich verleiht er den Liebeswehen von Laura und Paula exemplarisch-historische Tiefenschärfe am Einzelbeispiel. Masaryk war eine bedeutende Gestalt, Humanist vom Ansatz her. Aber als Realpolitiker auch verflochten in die Küngeleien der Mächtigen. Lichtgestalten sind Staatschefs nur in den Augen ihrer Anhänger. Masaryk führte das unheilvolle Wort «Entgermanisierung» ein – und sprach sich doch für den Ver-

bleib der Sudetendeutschen aus. Nach seinem Tod ist es unter seinem Nachfolger Benesch grau-sam anders gekommen.

Heiko Strech



Adolf Jens Koemeda: Masaryk. Mäntel-Verlag, 239 S., Fr. 25.–

ANZEIGE

SHOW
ROOM

Besuchen Sie uns

DI-DO: 13:30 - 17:30
FR: 13:30 - 17:00
SA: 09:00 - 16:00

St. Gallerstrasse 34a | 9320 Arbon | 071 868 77 66 | www.glovital.ch